

Leseprobe aus:

Florian Herb

Liselotte, Fräulein Nowak und der Grieche



© 2014 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf ullstein-buchverlage.de

1.

»Wenn du nicht schon tot wärst, so würde ich dich jetzt umbringen!«, schnaufte Liselotte Günther empört der blankpolierten schwarzen Urne nach, die die Asche ihres geliebten Ehemannes Franz Ferdinand enthielt, als diese schon fast in dem kleinen, dunklen Erdloch ihres Ehegrabs auf dem Friedhof Wilmersdorf verschwunden war.

Mit Tränen in ihren blaugrauen Augen schaute sie auf und suchte flehend den strahlenden Berliner Morgenhimmel ab. Das Räuspern des beleibten Pfarrers, der dabei weniger dezent auf seine klobige Armbanduhr schaute, riss sie aus ihren Gedanken. Liselotte bedachte ihn kurz mit einem strafenden Blick, der den Pfarrer beinahe auf direktem Wege zu seinem Herrn und Gebieter geführt hätte. Dann entnahm sie dem Messingeimer neben dem Grab barsch eine Schaufel Sand und verteilte die Ladung so unsanft über das Gelände, dass die Hälfte auf der Sutane des Geistlichen landete.

»Das ist einfach ungeheuerlich! Und dabei hattest du mir zu meinem zwanzigsten Geburtstag versprochen, mich nie wieder alleine zu lassen. Und nun das!«, verabschiedete sich Liselotte mit zittriger Stimme von ihrem Mann. Sie stampfte vor Wut auf und brach sich dabei den linken Absatz ihres bordeauxroten Pumps ab. Als ob nichts geschehen wäre, drehte sie sich auf dem intakten Schuh gelenk um, schlug

den Kragen ihres beigen Jobis-Mantels hoch und hinkte, die Hand mit der Schaufel drohend erhoben, den Kiesweg entlang.

Noch am Westausgang hörte der sichtlich verstörte Pfarrer Frau Günther vor sich hinschimpfen: »Ich komme wieder, mein lieber Franz Ferdinand! Oh ja! Ich komme wieder!«

Nachdem Liselotte das Portal des Friedhofs durchschritten hatte, schnaufte sie tief durch, steckte das Schäufelchen wie ein vertrautes Accessoire in ihre braune Kelly-Bag, schaute sich kurz um und humpelte stoisch an der verwitterten Friedhofsmauer entlang zum Haupteingang zurück.

Dort positionierte sie sich direkt vor dem klassizistischen Kuppelbau des stillgelegten Krematoriums und richtete ihren Blick starr auf die gegenüber stehende Platane.

»Na, auf Ihren Gatten können Sie ja kaum warten!«, witzelte der Bestattungsunternehmer Adam Andowski jr. im Vorbeigehen hinter Liselotte Günthers Rücken, zündete sich mit seinen Wurstfingern unbeholfen eine Roth-Händle ohne Filter an und stellte sich, süffisant grinsend, neben sie in die Sonne.

Der Erfolg, den die Bestatterfamilie Andowski bereits in der vierten Generation feierte, gründete sich allein auf der Tatsache, dass sie im Branchenbuch an erster Stelle stand. Wie so vielen hatte auch Liselotte nach dem unerwarteten Ableben ihres Mannes die Kraft gefehlt, die Branche genauer unter die Lupe zu nehmen.

Es lag nicht an der geschmacklosen Bemerkung, dass Liselotte für einen Moment ins Wanken geriet, sondern daran, dass sie dieser adipöse Mensch ungewollt auf ihren törrichten Irrtum aufmerksam gemacht hatte.

Franz Ferdinand würde nie wieder mit dem weißen Scirocco um irgendeine Ecke biegen und aussteigen, um den Wagen herumlaufen, ihr galant und mit einem liebevollen Lächeln die Tür aufhalten, den Gurt reichen, sanft die Tür schließen, selbst hinter dem Steuer Platz nehmen und sachte anfahren. Nicht hier in Berlin und auch nicht mehr auf Sylt.

Liselotte unterdrückte das Verlangen, die kleine Schaufel aus ihrer Handtasche zu befreien und ihren Ärger über ihre eigene Dummheit auf Herrn Andowskis kahlem Kopf auszulassen. Stattdessen schob sie sich elegant durch seinen Zigarettennebel, hob fast unmerklich ihre rechte Hand und wartete darauf, dass sich der blankgewienerte Wagen vom Taxistand löste und vor ihr zum Stehen kam.

Der Fahrer des Taxis war der erste Mensch des Tages, der es vermochte, Liselotte positiv zu überraschen. Er zeigte Manieren, stieg aus seinem Wagen, öffnete ihr höflich die hintere rechte Tür, schloss sie wieder, setzte sich zurück an seinen Arbeitsplatz und schaute geduldig vor sich hin, bis sich sein Fahrgast dazu entschließen würde, ihm die Zieladresse zu benennen.

Liselotte ließ sich Zeit. Zuerst schnallte sie sich gewissenhaft an, entnahm danach ihrer Handtasche einen lack-schwarzen Taschenspiegel, öffnete ihn, überprüfte den Sitz ihrer Bobfrisur, frischte ihren perlmuttfarbenen Lippenstift auf, verstaute alles wieder sorgfältig und beugte sich dann vor.

»Damaschkestraße sechsunddreißig«, instruierte sie den Chauffeur in ihrem klaren Hochdeutsch, machte ein Hohlkreuz, schlug ihre Beine übereinander und legte ihre von Altersflecken übersäten Hände in den Schoß ihres weißen

Seidenrocks. Liselottes Blick blieb an ihrem weißgoldenen Ehering hängen und erinnerte sie schonungslos daran, was sie seit genau vier Tagen war: eine 82-jährige verwitwete Frau.

Der Taxifahrer gab sanft Gas und fädelt den Wagen routiniert in den Verkehr ein. Mit jedem Meter, den sie auf dem flimmernden Asphalt zurücklegten, sank Liselotte weiter in den ledernen Rücksitz ein.

Als das Taxi auf Höhe ihres Wohnhauses stoppte, nahm sie sich zusammen, tupfte sich mit einem blassblauen Stofftaschentuch die Tränen aus den Augenwinkeln und schnäuzte sich dezent.

Also nein, dass sie sich so gehen ließ, das hätte ihr Franz Ferdinand sicherlich nicht gewollt! Sie richtete sich kerzengerade auf, öffnete die Hintertür, setzte ihren intakten Stöckelschuh auf die Straße und zögerte einen Augenblick.

Wehmütig glitt ihr Blick hoch zu den leblos wirkenden Doppelfenstern im vierten Stock des Gründerzeithauses. Ein Stich durchdrang ihr Herz. Sie fühlte sich plötzlich unfähig, das Taxi zu verlassen, über den Bordstein zu schreiten, die hölzerne Flügeltür aufzuschließen, die im Schachbrettmuster ausgelegten Steinfliesen des Entrees zu überwinden, die morsche Treppe mit dem abgeblätterten Handlauf hinaufzusteigen, um letztendlich vor ihrer Wohnungstür anzukommen, hinter der einzig eine eisige Leere auf sie wartete.

»Fahren Sie mich zum Kurfürstendamm achtzehn!«, bat sie, nahm ihren Fuß wieder von der Straße und schloss die Tür.

Keine zehn Minuten später hielt das Taxi direkt vor dem Café Kranzler, vor dessen Eingang sich eine undurchdringlich wirkende Gruppe schwarzgekleideter Asiaten befand, die mit ihren Digitalkameras emsig Bilder von den rot-weißen Markisen aufnahmen.

Das hatte es hier ja noch nie gegeben! Erstaunt musterte Liselotte den Auflauf und überlegte, ob sie ihn umgehen sollte.

Nein, beschloss sie, schließlich verkehrte sie hier schon seit 1934. Selbstbewusst verließ sie den Wagen und ging auf die Ansammlung zu.

Unerwartet, wie das Rote Meer zu Zeiten Moses, öffnete sie sich vor ihr, um sich gleich wieder hinter ihr zu schließen. Da gab es auch kein Durchkommen mehr für den Taxifahrer, der entgeistert vor der schwarzen Wand stand und vergeblich versuchte, seiner säumigen Kundin hinterherzueilen.

Dass Liselotte einfach ohne zu zahlen das Taxi verließ, musste man ihr nachsehen, denn bis vor vier Tagen hatte ihr Mann Franz Ferdinand solche monetären Vorgänge für sie erledigt.

»Es ist kein Wunder, dass das Land langsam, aber sicher vor die Hunde geht, wenn sich noch nicht einmal mehr die Senioren an die rudimentärsten Grundregeln des menschlichen Zusammenlebens halten!«, schimpfte der Taxifahrer. Die Touristen lächelten ihn höflich an und lichteten ihn ab.

Schnaufend kehrte er in seinen Wagen zurück, schnappte sich desillusioniert den Leitartikel der ZEIT vom Beifahrersitz und wartete lesend auf seine nächste Tour.

Winfried Tamm, dienstältester Oberkellner des Café Kranzler, der für sein Alter erschreckend gut aussah, hatte in sei-

nen vierzig Dienstjahren nur zwei Kategorien von Kunden kennengelernt: diejenigen, die es verdienten, von ihm bedient zu werden, und diejenigen, die es nicht verdienten. Der Anteil der zweiten Kategorie hatte seit der Wende inflationär zugenommen. Aber er war es sich selbst schuldig, jeden Gast in seinem Verantwortungsbereich an einem gleichermaßen perfekten Service teilhaben zu lassen. Mit der Zeit hatte er subtilere Formen gefunden, seinem Unmut Ausdruck zu verleihen.

Er war gerade dabei, einer schlechtgekleideten Saarländerin und ihrer penetrant auftretenden Begleitung anstatt des bestellten entkoffeinierten Kaffees einen doppelten Espresso zu servieren, als er im Augenwinkel Liselotte Günther wahrnahm. Wie ein verlorengegangenes Kind stand sie, ohne die Begleitung ihres Mannes, inmitten der Rotunde. Das war bisher noch nie vorgekommen. Normalerweise betrat das Ehepaar Günther immer gemeinsam den Eingangsbereich und wartete geduldig darauf, an seinem angestammten Tisch platziert zu werden. Was noch nie länger als eine halbe Minute gedauert hatte.

Alarmiert ließ er die überschwappenden Tassen auf den Tisch der Damen gleiten und eilte seiner Lieblingsstammkundin zu Hilfe. Schon aus einiger Entfernung erkannte Winfried Tamm in den geschwollenen Augen von Frau Günther, dass ein Teil in ihr gestorben sein musste. Aufmerksam und ohne sich etwas anmerken zu lassen, empfing er sie. Er nahm ihr den Mantel ab, setzte ein Paar aus Italien aus der ersten in die zweite Reihe, ließ abräumen und den Tisch neu eindecken und schob Frau Günther galant den Stuhl unter.

»Wie immer, Frau Günther?«

»Wie immer, Herr Tamm!«

Dankbar, gerettet worden zu sein, ohne weitere Fragen beantworten zu müssen, lehnte sich Liselotte zurück und starrte gedankenversunken auf den Kurfürstendamm. Unten auf der Straße machte sie das Taxi aus, das sie vor wenigen Minuten verlassen hatte. Erschrocken riss sie ihre Augen auf und hielt sich die Hand vor den Mund.

Du liebe Güte, ich habe ihn ja gar nicht bezahlt!, durchfuhr es sie. Hektisch öffnete sie ihre Handtasche und suchte nach ihrem Portemonnaie – vergeblich.

Auch als Herr Tamm die Schwarzwälder Kirschtorte, den Schümli-Kaffee und einen Amontillado servierte, fehlte noch immer jede Spur von ihrer Geldbörse. Das Einzige, was sie aus der Tasche heraus anglänzte, war die kleine Schaufel, die sie am Friedhof eingesteckt hatte. Peinlich berührt schloss sie ihre Handtasche wieder und starrte geradeaus. Wenigstens stand das Taxi jetzt nicht mehr an seinem Platz. Liselotte schaute verzweifelt auf ihr Gedeck und schließlich in das Gesicht von Herrn Tamm.

Um zwanzig Uhr trug Herr Tamm die unberührte Schwarzwälder Kirschtorte, den erkalteten Schümli-Kaffee und den erwärmten Amontillado ab.

Irgendwann musste man sich den unangenehmen Dingen des Lebens stellen. Also raffte Liselotte sich auf und verlangte nach der Rechnung, die sie nicht begleichen konnte.

»Welche Rechnung? Sie haben doch nichts verzehrt!« Zum zweiten Mal an diesem Tag half ihr Herr Tamm aus der Bredouille.

Er holte ihren Mantel von der Garderobe, begleitete sie

zur Tür, verabschiedete sich mit einem Handkuss, schloss hinter ihr das Café zu und schaute ihr noch lange nach, wie sie auf ihren kaputten Pumps über den Kurfürstendamm in Richtung Uhlandstraße humpelte.

2.

Auch am siebten Morgen nach dem Tod ihres Mannes wachte Liselotte auf in der Hoffnung, dass es sich einfach nur um einen unerträglichen Alptraum gehandelt hatte, den man mit ein oder zwei Handbewegungen aus den Augen wischen konnte. Hoffnungsvoll lauschte sie in die Stille der Wohnung hinein.

War da nicht ein Geräusch aus dem Arbeitszimmer gekommen? Das würde doch nicht etwa ihr Franz Ferdinand sein?! Da, schon wieder! Nun hatte sie es ganz deutlich vernommen. Tellergeklapper aus der Küche!

»Gott sei Dank!«, seufzte Liselotte erleichtert, richtete sich in ihrem Bett auf, streifte die malvenfarbene Seidenbettwäsche glatt, ordnete grob ihr silbernes Haar und wartete geduldig auf das mit einer weißen Lilie dekorierte Frühstückstablett, das ihr gleich, wie jeden Morgen, ein gutgelaunter Franz Ferdinand ans Bett servieren würde. Am meisten freute sie sich auf den Kaffee. Voller Vorfreude rieb sie ihre noch steifen Hände aneinander.

Doch auch nach fünf Minuten wollte sich die mit Milchglas besetzte Flügeltür, die vom Wohnzimmer zu ihrem Schlafzimmer führte, nicht öffnen.

»Franz Ferdinand?«

»Franz Ferdinand!!!!!«

Zögernd setzte Liselotte ihre nackten Füße auf das Fisch-

grätenparkett, stand zitternd auf und streifte sich ihren elfenbeinweißen, seidenen Morgenmantel über.

»Franz Ferdinand?«

Mit einem unguuten Gefühl im Magen verließ sie das abgedunkelte Schlafzimmer und tastete sich, von der Morgensonne geblendet, durch das Wohnzimmer in den Flur.

»Franz Ferdinand, bist du das? So antworte doch bitte!«, rief sie flehend den breiten Flur hinunter. Sie erhielt keine Antwort.

Vor der Küche verharrte sie einen endlosen Augenblick. Schließlich nahm Liselotte all ihren Mut zusammen, drückte die Klinke und stieß die Tür auf. Statt des ersehnten Franz Ferdinand blinkte ihr einzig der neue Kaffeevollautomat entgegen, den ihr Mann eine Woche vor seinem Ableben als neuste technische Errungenschaft in den Haushalt eingeführt hatte. Und diesem Blinken, da war sich Liselotte hundertprozentig sicher, verdankte sie, dass sie nun doch nach ihrem Mann sterben musste.

»Liselotte, mein Liebling, sei so lieb und gedulde dich bitte noch eine Minute, ich bekomme das gleich hin. Und dann kredenze ich dir einen Schümli-Kaffee, wie man ihn ansonsten nur im Kranzler serviert!«, hatte Franz Ferdinand genau zur selben Zeit vor acht Tagen zu seiner Frau gesagt. Mit der Betriebsanleitung in der einen Hand und der Lesebrille in der anderen hatte er bereits seit einer halben Stunde vergeblich versucht, die »Störungsmeldung 8« zu beheben.

»Mein lieber Franz Ferdinand, nichts lieber als das! Aber in zehn Minuten habe ich einen Termin beim Friseur, zu dem du mich doch hoffentlich begleiten wirst. Und wir sollten noch vor zwölf die Wäsche aus der Reinigung abholen.

Oder willst du mich heute Mittag etwa nackt zum Essen ausführen?« Sie zwinkerte ihm kokett zu, drehte sich hüftschwingend um und holte schon einmal ihre Handtasche von der Art-déco-Kommode und den roten Trenchcoat von der Garderobe. Das war das letzte Mal, dass Liselotte Günther ihren Franz Ferdinand lebend gesehen hatte.

Es war schwer zu sagen, ob die Aufregung über den mangelnden technischen Sachverstand oder der Gedanke, mit seiner nackten Frau in einem Restaurant zu sitzen, seinen Herzinfarkt ausgelöst hatte.

Als Liselotte ihn kurz darauf auf den terrakottafarbenen Fliesen liegen sah, schrie sie ihren Mann zum ersten Mal in ihrem Leben an. Er hatte keinerlei Reaktion gezeigt. In ihrer Unbeholfenheit hatte sie ihm nacheinander zwei Gläser kaltes Wasser in das nach Aftershave duftende Gesicht geschüttet. Und als das auch nichts geholfen hatte, hatte sie sich überwunden und ihrem Franz Ferdinand eine eher sanfte Ohrfeige gegeben.

»Du Mörder!«, fauchte Liselotte nun die Maschine an, zog den Netzstecker und beobachtete befriedigt, wie das Display erlosch. Aber das Bedürfnis nach Kaffee hatte sie noch immer.

»Dann bereite ich ihn mir eben selbst zu. Das wäre doch gelacht!«, murmelte sie trotzig, wischte sich die Zornestränen von den faltigen Wangen und krepelte die Ärmel ihres Morgenmantels hoch.

Allerdings wusste sie nicht, wohin Franz Ferdinand die alte Kaffeemaschine verräumt hatte. Nach zehn Minuten fand sie in den Eingeweiden der Poggenpohl-Küche zumindest einen Löslichen.

Besser als gar nichts, dachte sie und stellte summend einen Topf Wasser auf das erst vorgestern gelieferte Induktionskochfeld. Die letzte Anschaffung, die Franz Ferdinand in seinem 89-jährigen Leben noch getätigt hatte. Denn eines war ihm immer wichtig gewesen: »Liselotte, für uns nur das Modernste und Beste!«

Und auch Liselotte hatte diese Meinung geteilt, wobei das Bedienen der elektronischen Gerätschaften Franz Ferdinands Aufgabe geblieben war.

Das Summen verebbte, als Liselotte vergeblich versuchte, den neuen Herd einzuschalten.

So eine bodenlose Schlamperei, die hatten es doch tatsächlich versäumt, die Knöpfe zu installieren! Empört eilte sie in die Diele, nahm das schnurlose Telefon aus der Basis und drückte die Kurzwahltaste »1«.

»Herzlich willkommen im Ka...«

»Junges Fräulein, ich weiß, dass ich im KaDeWe anrufe! Verbinden Sie mich umgehend mit der Küchen- und Elektroabteilung.«

Nachdem sie achtzehn Mal hintereinander auf Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Russisch um Geduld gebeten worden war, nahm am anderen Ende der Leitung endlich jemand das Gespräch an.

»Ja, Boltschläger hier, was kann ich für Sie tun?« Eine leicht genervte, sich überschlagende Männerstimme drang an ihr Ohr.

»Das wurde auch Zeit! Günther am Apparat, geben Sie mir sofort ihren Vorgesetzten, Herrn Mayer!«

»Ist seit Montag in Rente!«

Schon wieder ein Mann, der mich verlassen hat, dachte Liselotte enttäuscht, schilderte knapp die unfassbare Ver-

fehlung des Montagemitarbeiters und verlangte eine umfassende Stellungnahme.

»Das ist jetzt ganz schlecht. Ich feiere gerade meinen Einstand als neuer Teilabteilungsleiter der Weißen Ware. In einer Stunde wird Sie jemand zurückrufen.«

»Das werden Sie nicht wagen!«

Herr Boltschläger rang sich zu einem verbindlicheren Tonfall durch, doch nach zehn Minuten reichte es Liselotte.

»Nein, Sie werden es unterlassen, mich mit irgendeinem Außendienstdisponenten zu verbinden! Schicken Sie mir auf der Stelle Herrn Jablonski vorbei, der diesen Fauxpas wieder ausbügeln wird. Und ich verbitte mir weitere Behebungsversuche bezüglich ›sensorischer Bedienfelder‹ auf der Herdoberfläche! Ach, und bevor ich es vergesse, wenn Herr Jablonski schon einmal vor Ort ist, kann er auch gleich dieses Monster von Kaffeevollautomaten wieder mitnehmen. Es hat meinen Mann getötet!« Schroff beendete sie das Gespräch und wünschte sich sehnlichst ihr altes Telefon zurück. Bei dem hätte sie als Zeichen ihres Unmuts zumindest den Hörer auf die Gabel knallen können.

Eine halbe Stunde später stand ein schnaufender Herr Jablonski in seinem blauen Arbeitskittel vor Liselotte Günthers Wohnungstür.

»Gut, dass Sie es sich so schnell einrichten konnten!«, begrüßte Liselotte erfreut den Servicetechniker, den sie schon seit seiner Lehrzeit kannte, und trat einen Schritt zur Seite.

Herr Jablonski hob seinen dunkelbraunen Cordhut von der verschwitzten Glatze, nahm seinen Werkzeugkoffer auf, putzte sich gründlich die Arbeitsschuhe am Türvorleger ab und wuchtete seinen massigen Körper in den Flur.

»Wat hamse denn für'n Problem, Frau Günther?«, fragte er bedächtig seine älteste Stammkundin.

»Es ist ungeheuerlich! Aber sehen Sie selbst! Wenn Sie so freundlich sind, mir in die Küche zu folgen?«

Nachdem Herr Jablonski einen Blick auf den neuen Herd geworfen hatte, machte er Liselotte verständnisvoll mit der neuen Technik vertraut.

»So, gnädige Frau, da sein Se mal unbesorgt! Dett hätte mir jenauso passieren können. Ick sags Ihnen, da waren ma de ollen Knöpfe ooch lieber. Hätte ick nich jede Woche ne Produktschulung, würde ick mir ooch nich mehr auskennen. Da soll eener mal durchblicken. Und stelln Se sich mal vor, Russisch muss ick jetzt ooch noch lernen!«

Ein wenig verlegen nahm er die zehn Euro Trinkgeld an und empfahl sich.

»Endlich!«, murmelte Liselotte, schielte auf Herrn Jablonskis handschriftlich erstellte Gebrauchsanweisung und drückte kräftig auf das Bedienfeld des Herds. Fünf Minuten später war das Wasser im Topf nach wie vor kalt.

Liselotte zückte das Telefon, drückte die Kurzwahltaste »1« und ließ sich umgehend mit Herrn Boltschläger verbinden.

»Und warum hat Ihr Haus es versäumt, meinen Mann darüber in Kenntnis zu setzen, dass unsere herkömmlichen Töpfe und Pfannen für einen Induktionsherd absolut ungeeignet sind?!« Mit ruhiger Stimme stellte Liselotte ihren immer ungeduldiger werdenden Gesprächspartner zur Rede.

Letztendlich versprach Herr Boltschläger genervt, ihr Herrn Jablonski mit dem geeigneten Material vorbeizuschicken.

»So, nun bleibe ick aber bei Ihnen, bis Se den Kaffee in

der Hand halten, gnädige Frau«, grinste dieser verschmitzt Liselotte an und zupfte sich etwas verlegen an seinem buschigen Backenbart. Gemeinsam warteten sie die halbe Minute ab, die das Wasser zum Aufkochen benötigte.

Nachdem Liselotte Herrn Jablonski zur Tür geleitet hatte, nahm sie die weiße Porzellantasse zwischen ihre Hände und spürte die Wärme des Kaffees. Trotzdem fröstelte es sie. Sie setzte sich kraftlos an den ovalen Küchentisch und starrte stumm in die schwarze Flüssigkeit. All die Anstrengungen, die sie an diesem Vormittag in diese einzelne Tasse Kaffee gesteckt hatte, hatten ihr die Energie für den restlichen Tag geraubt. Kurz wünschte sie sich, dass sie Herrn Jablonski auch eine Tasse angeboten hätte.

Liselotte nahm einen Schluck, verzog das Gesicht, stand auf und betrachtete wehmütig ihr Hochzeitsfoto, das in einem wuchtigen silbernen Rahmen auf der Anrichte neben den Digestif-Flaschen stand. Die verblasste Fotografie zeigte sie mit ihrem Mann auf seinem ersten NSU-Motorrad, vor den Ruinen des Roten Rathauses. Mühsam zog sie den Korken aus einer der Weinbrandflaschen heraus und goss sich einen kleinen Schluck in den Kaffee.

»Ahoi, Kamerad, ich wünsche dir eine gute Reise!« Unter Tränen prostete Liselotte ihrem Mann zu. Sie nahm einen kleinen Schluck, stellte die Tasse vor dem Bild ab und fing an, ruhelos durch ihre Wohnung zu laufen.

Nach einer Stunde sank sie erschöpft auf das weiße Ledersofa im Wohnzimmer und griff nach der Fernbedienung.

An sich verachtete Liselotte Menschen, die bereits am helllichten Tag fernsahen und nichts Besseres mit sich anzufangen wussten, aber nun war auch sie es, die einfach nichts

mit sich anzufangen wusste. Doch obwohl der Flachbildschirm mit Strom versorgt wurde, blieb er schwarz.

Liselotte blaffte den Fernseher an, ging gemächlich in die Küche, nahm das Telefon in die rechte Hand, bediente die Kurzwahltaste »1« und stemmte ihre Linke in die Hüfte.

»Na, wahrscheinlich haben Sie vergessen, den Stecker in die Dose zu stecken, finden den An-Schalter nicht, haben es verpennt, sich einen digitalen Receiver zu besorgen oder leiden an Alzheimer!« Herr Boltschläger konnte nicht länger gegen seine Natur ankämpfen – obwohl neben ihm der Leiter des Qualitätsmanagements stand.

Zutiefst befriedigt beobachtete Liselotte Günther eine Stunde später, hinter den weißen Samtgardinen des Wohnzimmers versteckt, wie ein Lieferwagen des KaDeWe mit quietschenden Reifen vor ihrem Haus hielt. Abrupt wie in einem Gangsterfilm öffnete sich die Schiebetür, und aus dem Inneren des Wagens stürmten hintereinander der leitende Servicetechniker mit einem digitalen Receiver, der stellvertretende Geschäftsführer mit einem Strauß Lilien, der Abteilungsleiter der Feinkostabteilung und zwei seiner Lehrlinge mit einem üppig bestückten Fresskorb.

Gleich würde ihr Fernseher repariert werden, und um das Mittag- und Abendessen bräuchte sie sich nun auch nicht mehr zu kümmern. Liselotte freute sich und wartete geduldig, bis es an der Haustür schellte. Erst dann löste sie sich vom Fenster, ging gemächlich in die Diele und überprüfte im Flurspiegel ihr äußeres Erscheinungsbild. Kritisch betrachtete sie ihr geschminktes Gesicht, trug noch ein wenig schwarze Mascara auf und kontrollierte den Sitz ihres dunkelgrünen Kostüms. Einzig mit ihren Haaren war sie

nicht ganz zufrieden. Also musste sie noch einmal zurück in das Bad.

Vor ihrer Wohnungstür war derweilen zwischen den Herren eine Diskussion darüber entbrannt, ob es die Etikette zuließ, die Klingel erneut zu betätigen, oder nicht. Bevor sie sich darüber einigen konnten, öffnete ihnen Liselotte mit konsternierter Miene die Tür und bat die Gesellschaft mit einer knapp gehaltenen Geste in die Wohnung.

Die Herren verstanden ihr Fach. Während der Servicetechniker sich umgehend um den Fernseher kümmerte und der Leiter der Feinkostabteilung die Lehrlinge in die Küche dirigierte, überreichte der stellvertretende Geschäftsführer des KaDeWe Liselotte mit einer Verbeugung den Blumenstrauß. Er wählte seine Worte der Entschuldigung mit Bedacht, drückte sein tiefes Bedauern aus und wagte darauf zu hoffen, sie auch zukünftig als Kundin begrüßen zu dürfen.

»Und bitte seien Sie so freundlich und richten Sie Ihrem Mann meine besten Empfehlungen aus, Frau Günther!«, verabschiedete er sich, nachdem er die Arbeit seiner Angestellten gewissenhaft überprüft hatte, und zog hinter sich die Tür zu.

Deprimiert betrat Liselotte die Küche, betrachtete die Köstlichkeiten, die sorgsam auf dem Esstisch arrangiert worden waren, und ließ ihre schmalen Finger über die zwei Gedecke gleiten. Ohne einen Happen zu sich genommen zu haben, ging sie in ihr Bad, schminkte sich ab, zog sich um, schaltete den Fernseher im Wohnzimmer aus, hängte das Kostüm in den Kleiderschrank zurück, kroch unter die Bettdecke und beweinte zum ersten Mal den Tod ihres Mannes.

3.

Dass Liselotte ihren Mann allein und ohne weiteren Beistand zu Grabe hatte tragen müssen, lag am Krieg. Oder zumindest an dessen Folgen. Was sie zu erleiden hatte, war nur ein Bruchteil von dem, was anderen geschehen war, aber es reichte aus, um die Weichen ihres Lebens so zu stellen, dass sie nach dem Tod ihres Mannes die Quittung dafür bekam: Sie fühlte sich nicht nur allein, sondern sie war es. Und dabei hatte alles so verheißungsvoll angefangen.

An einem sonnigen Märzorgen im Jahr 1930 hatte Liselotte in der Gründerzeitvilla ihrer Eltern das Licht der Welt erblickt. Ihre Geburt war die Krönung der bedingungslosen Liebe, die zwischen ihren Eltern herrschte. Ihr Vater Anselm Kern, ein renommierter Bankier und Immobilienhändler, der im Nachtleben als »Rudolph Valentino von Berlin« bekannt war, und ihre Mutter Valeska »Die Unnahbare« Kern, eine geheimnisvoll anmutende Tänzerin, sahen sich in Liselotte endlich vereint. Noch am Abend ihrer Geburt ordnete Liselottes Vater an, dass sein komplettes Büro mitsamt Sekretariat im Ostflügel der Villa einzurichten sei. Schon der Gedanke daran, Frau und Tochter verlassen zu müssen, hatte ihm den Atem genommen.

Auch Liselottes Mutter verspürte keinerlei Verlangen,

das heimische Nest zu verlassen, um sich wieder auf der Bühne zu zeigen. Aber ganz ohne Teilnahme am gesellschaftlichen Leben kam das Ehepaar Kern auch nicht aus. So verlagerte man die Salons, Restaurants, Varietés, Theater und Konzerthäuser der Stadt kurzerhand in die Villa Kern. Und es gab niemanden, der nicht gerne gekommen wäre, und viele, die länger blieben als ursprünglich geplant.

Die ungekrönte Königin in diesem ständigen Kommen und Gehen war die kleine Liselotte, und mit zwölf Jahren war sie sich der Wirkung, die sie auf ihr Umfeld hatte, vollkommen bewusst. Nun wollte sie als Dame behandelt werden, aber niemand tat ihr den Gefallen, sosehr sie sich auch bemühte.

Das änderte sich jedoch schlagartig, als ihr Vater einen neuen Sekretär einstellen musste, da der Alte sich hirnrissigerweise freiwillig dem aussichtslosen Russlandfeldzug angeschlossen hatte.

Und so kam es, dass Franz Ferdinand Günther, Sohn eines kaisertreuen Ehepaars aus Nikolassee und gerade eben achtzehn geworden, in Liselottes Leben trat und sich ihr als erster Mann überhaupt mit Handkuss vorstellte.

Von diesem Tag an wartete Liselotte jeden Morgen ungeduldig auf das dumpfe Dröhnen von Franz Ferdinands Motorrad. Jedes Mal, wenn sie es vernahm, stieg sie aus ihrem Bett, eilte zum Zimmerfenster, schob schüchtern die Gardinen beiseite und beobachtete ihn aus dem ersten Stock dabei, wie er sein Motorrad auf der Kiesauffahrt abstellte, sich durch sein dunkelbraunes, pomadisiertes Haar strich, abstieg und ihr einen Luftkuss zuwarf. Widerwillig, aber im Wissen, dass qualifiziertes Personal in diesen Zeiten Mangelware war, verfolgte Anselm Kern dieses allmorgendliche

Ritual aus dem darunterliegenden Speisesaal und drehte sich dann seufzend zu seiner Frau um.

Mit den Luftangriffen am Ende des Jahres 1942 zog der Krieg nun auch in Berlin ein. Man hatte jedoch alles dafür getan, dass er nicht über die Schwelle der Villa Kern trat. Aus Trotz wurden die Soireen nun fast allabendlich abgehalten und die Feste immer pompöser.

Und so war es Liselotte ein Leichtes, die zarten Bande zwischen ihr und ihrem Franz Ferdinand beinahe unbeobachtet zu festigen. Es folgte die erste gemeinsame Ausfahrt auf dem Motorrad, die erste Einladung in das Café Kranzler, ein Mittagessen im Borchardt und ein abendlicher Spaziergang um die Krumme Lanke, bei dem Franz Ferdinand all seinen Mut zusammennahm und Liselottes Hand ergriff.

Was sie nach diesem Abend sehnsüchtig erwartete, war der erste Kuss. Doch sie musste sich noch acht quälende Jahre lang gedulden.

Anfang März 1945 wurde Franz Ferdinand die Ehre zuteil, Liselottes fünfzehnten Geburtstag auszurichten. Eigens dazu hatte er sich eine maritime Feierlichkeit erdacht, bei der er, als Pirat verkleidet, Liselotte entführen und im Garten küssen wollte. Allerdings wurde er am Vorabend im Zuge der letzten Mobilmachung eingezogen und in die Uckermark entsandt, wo sich seine Spur verlor.

Viel zu turbulent und aufregend war Liselottes Ehrentag verlaufen, als dass sie Franz Ferdinands Abwesenheit bemerkt hätte. Erst am späten Abend, als sie erschöpft ihr Matrosenhütchen auf die Kommode geschmissen hatte und zu Bett gehen wollte, musste sie stutzen. Auf ihrem Kopfkissen

fand Liselotte kein rot umwickeltes Schokoladenherz wie sonst immer – eine allabendliche Aufmerksamkeit von Franz Ferdinand, die ihr die Nacht versüßen sollte. Auch ihr Vater konnte ihr sein Fernbleiben nicht begründen, versprach jedoch, sich gleich am nächsten Morgen darum zu kümmern.

Am frühen Vormittag des darauffolgenden Tages nahm Valeska Kern neben ihrem Mann auf dem Beifahrersitz des Mercedes Platz. Zuversichtlich winkten sie ihrer Tochter zu und fuhren die Kiesauffahrt hinunter, um der Ursache für das Fehlen ihres zukünftigen Schwiegersohnes auf den Grund gehen. Ihre Suche hatte jedoch schlagartig ein Ende, als ihr Wagen von einem irregeleiteten Flakprojektil getroffen wurde.

Mit diesem tragischen Ereignis hatte Liselottes unbeschwerte Kindheit ihr Ende. Die bedingungslose Kapitulation folgte, die amerikanischen Besatzer beschlagnahmten das Familienvermögen und -anwesen und setzten zu guter Letzt eine orientierungslose Liselotte mit nichts als einem Handkoffer vor die Tür.

Norbert Lüdtke, der ehemalige Chefbuchhalter ihre Vaters, las sie schließlich weinend am U-Bahnhof Krumme Lanke auf und nahm sich ihrer an. Jede andere hätte dies zu jener Zeit als grenzenloses Glück empfunden, nicht jedoch Liselotte. Denn ab sofort musste sie sich ein Doppelbett mit den vier pubertierenden Söhnen des Ehepaars teilen und das Klo mit den anderen Bewohnern des halb zerschossenen Arbeitermietshauses in Berlin-Wedding. Sie musste essen, was gerade verfügbar war, fror entsetzlich in ihren groben Baumwollkleidern und hasste die Monotonie des Alltags.

Nach vier Jahren hatte sie die Hoffnung aufgegeben, dass ihr Franz Ferdinand plötzlich vor der Tür stehen würde, um sie in ihre alte Welt zurückzuführen. Zaghafte begab sie sich auf die Suche nach einem Menschen, der diese Sehnsucht hätte stillen können. An Anwärtern mangelte es nicht, aber keiner war in der Lage, sie so zu berühren, wie es ihr Franz Ferdinand vermocht hatte.

Auch ihren zwanzigsten Geburtstag weigerte sich Liselotte zu begehen. Zu sehr verband sie mit ihrem Ehrentag das Verschwinden ihres Franz Ferdinand und den Tod ihrer Eltern. Selbst die verlockende Einladung der Familie Lüdtkes ins Café Kranzler lehnte sie ab.

Als sie ohne sie aufgebrochen waren, verkroch sich Liselotte in das noch warme Gemeinschaftsbett und zog sich die Pferdehaardecke über den Kopf.

Eine Stunde später wurde sie von einem zaghaften Klopfen an der Wohnungstür aus ihrem traumlosen Schlaf geweckt. Widerwillig stand sie auf.

Im Halbdunkel des Treppenhauses sah Liselotte einen ausgemergelten Mann, dessen Alter sie nicht zu schätzen vermochte. Um seine knöchigen Schultern hing ein abgewetzter Wehrmantsmantel, sein anämischer Oberkörper steckte in einem verdreckten Hemd, und die Füße waren mit Lumpen umwickelt. Der einzige Farbkleck, den Liselotte an der Person ausmachen konnte, waren zwei rote Rosen, die er in seinen zerschundenen Händen hielt.

»Rosen zu dieser Jahreszeit!«, rief Liselotte verwundert aus. Sie wagte es, dem weinenden Mann in die Augen zu schauen. Erst jetzt erkannte sie ihren Franz Ferdinand. Behutsam umarmte sie das zerbrechliche Bündel Mensch, zog es in die Wohnung und setzte eine Suppe auf.

Am Nachmittag des gleichen Tages führte Franz Ferdinand Liselotte an die Stelle am Ufer der Krummen Lanke, an der er sie zum ersten Mal berührt hatte. Mit brüchiger Stimme fragte er, ob sie seine Frau werden wolle. Liselotte wischte sich die Tränen aus den Augen, nahm Haltung an, schluckte mehrmals, räusperte sich und nickte schließlich als Zeichen ihrer Zustimmung. Schüchtern schloss sie ihre Lider, spitzte die Lippen und wartete darauf, nun endlich geküsst zu werden. Aber sie wurde nicht geküsst. Irritiert öffnete sie ihre Augen. Anstatt ihren Franz Ferdinand vor sich zu haben, blickte sie auf drei Birken und den See. Erschrocken hielt sie sich die Hand vor den Mund und schaute sich panisch um.

»Franz Ferdinand?! Du bist doch nicht schon wieder verschwunden!?!«

Nein, das war er nicht. Erleichtert sah sie ihn neben einer knorrigen Kiefer knien. Er buddelte konzentriert im sandigen Boden herum. Dann förderte er eine rostige Schatulle zutage. Vorsichtig befreite er sie vom Sand. Ahnend, dass das Tausendjährige Reich noch zu seinen Lebzeiten sein Ende finden würde, hatte Franz Ferdinand vorsorglich jeden Teil seines Verdienstes, den er erübrigen konnte, in Gold eingetauscht. Und als die Zeichen gänzlich auf Sturm standen, hatte er seinen Schatz vergraben.

Neugierig schaute Liselotte ihrem Verlobten über die Schulter. Franz Ferdinand öffnete zittrig den Deckel und atmete erleichtert auf, als er erkannte, dass der Inhalt noch an Ort und Stelle war.

»Unser Startkapital!« Er lachte Liselotte an, schloss die Schatulle und versteckte sie unter seinem Mantel. Dann richtete er sich auf, und endlich küsste er Liselotte. Eng um-

schlungen beschloss das junge Paar seine Runde um die Krumme Lanke und steuerte ein nahegelegenes Hotel an. In der vorgezogenen Hochzeitsnacht schwor Franz Ferdinand seiner zukünftigen Frau ewige Treue, sie wieder in ihr altes Leben zurückzuführen, ihr jeden Wunsch von den Augen abzulesen, sie auf Händen zu tragen, ihr jede Unannehmlichkeit abzunehmen, immer für sie da zu sein, eine lohnende Anstellung zu finden und nicht vor ihr zu sterben. Und er sollte all seine Versprechen halten – bis auf das letzte.

Als Franz Ferdinand eingeschlafen war, lag Liselotte noch lange wach und streichelte seine hohlen Wangen. In die Dunkelheit der Nacht hinein schwor sie sich, ihren Franz Ferdinand ganz für sich alleine behalten zu wollen. Nichts sollte sie mehr trennen, geschweige denn zwischen ihr Glück gelangen. Damit schloss Liselotte auch Kinder und engere Freundschaften für ihr gemeinsames Lebenskonzept aus.

Am nächsten Morgen erstand Franz Ferdinand für sich ein gebrauchtes NSU-Motorrad, Schuhe, Anzüge, Hemden und einen Mantel, für seine Liselotte eine komplette Sommergarderobe und für die gemeinsame Zukunft die renovierungsbedürftige Eigentumswohnung in der Damaschkestraße 36. Dann bestach er den Standesbeamten im Roten Rathaus, holte seine Braut mit dem Motorrad vom Friseur ab und heiratete sie. So wurde aus Liselotte Kern Frau Günther.

Ihren Mann hatte die 62 Jahre andauernde Zweisamkeit nicht im Geringsten gestört. Er war glücklich gewesen, wenn er seine Frau glücklich wähnte. Einzig die Kinderlosigkeit hatte von Zeit zu Zeit an ihm genagt. Aber mit zu-

nehmendem Alter verebbte diese Sorge, um einer anderen Platz zu machen: Wer würde sich um seine Liselotte kümmern, falls er doch vor ihr sterben sollte?



Hier klicken, den aktuellen Ullstein Newsletter bestellen und über Neuigkeiten, Veranstaltungen und Aktionen rund um Ihre Lieblingsautoren auf dem Laufenden bleiben.

Jetzt reinklicken!

„Sind Sie auch
Vielleser,
Bücher**fan** oder
Hobby**rezensent**?“

„Dann **lesen**,
kommentieren und
schreiben Sie mit auf
vorablesen.de!“

Jede Woche vorab in brandaktuelle Top-Titel
reinlesen, Leseindruck verfassen, Kritiker werden
und eins von 100 Vorab-Exemplaren gewinnen.



vorablesen.de

Neue Bücher online vorablesen & rezensieren